



Unser Strom Geschichtliche Betrachtungen über den Stolpefluß

Unter Benützung verschiedener historischer Quellen von E. Kl



Wohl an 20 000 Jahre sind vergangen, seit unser Heimatfluß sich sein Bett ungefähr so zurechtgemacht hatte, wie es heute ist. Die gewaltigen, von Norden kommenden eiszeitlichen Gletscher waren zum Stillstand gelangt und schmolzen langsam ab. So bildeten sich nach und nach überall Rinnsale und Lachen, die zu größeren und großen Wasserläufen, Becken und Seen wurden. Aus einer solchen eiszeitlichen Wasserrinne entstand schließlich unsere Stolpe. Wenngleich die Schmelzwasser zuerst am Rande des zurückgehenden Eises immer in westlicher Richtung abfloßen, fand der Strom doch schließlich einen der Bodensenkung in Pommern entsprechenden Abfluß nach Norden.

Eines der letzten ost-westlich gerichteten Urstromtäler unserer Stolpe vor ihrem Eintritt in die Ostsee ist das bei Neumühl beginnende Tal des Mühlenbaches. Es steigt über Neufstufow, Gr. Strellin, zum Brüstower Moor auf. Hier ist nicht allein die Quelle des Mühlenbaches, sondern auch der westwärts, der Wipper zu fließende Mohbach hat hier seinen Ursprung.

Nicht lange Zeit muß der Stolper Urstrom dazu gebraucht haben, um durch die vor den Flinower Bergen lagernden Eis- und Geröllmassen einen nördlichen Mündungsweg zu finden. Davon zeugen noch heute die beiderseits an den Fluß herantretenden steilen Ufer und Berge.

Große Wassermassen wälzten sich durch diese Täler, die von ihnen vollkommen gefüllt wurden. Das urzeitliche Strombett der Stolpe, in dem heute unsere Heimatstadt sich bis an die beiden gegenüberliegenden Ufer ausgebaut hat, war in jenen fernsten Tagen ebenfalls bis an den Rand mit Schmelzwasser gefüllt. Dieser seeartige Strom hatte seine größten Ausmaße gerade in unserer engeren Heimat. Ungefähr von den Kramper Bergen und Kossin bis nach Neumühl, Schmaatz und Schwuchow flossen die Wasser in breitem Strome dahin.

Als dann das Eis vollkommen verschwand, ließen auch allmählich die Wasser nach. Ueberall blieben die Grundmoränen als Lehmlager, in denen Geschiebe eingebettet war, die Endmoränen als Steinwälle, die Blöcke, die von den nordischen Gebirgsgletschern weit ins Land hinangetragen worden waren, als Findlinge zurück.

Auch das Wasser in unserem Stolpestrom trat immer weiter zurück. Es bildeten sich Inseln, die von den Stromarmen umflossen wurden. Auf einer solchen Insel ist einmal die deutsche Reichstadt Stolp gegründet worden.

Auf dem Grunde des einstigen Gletscherbettes und überall wo es die natürlichen Verhältnisse zuließen, siedelte sich erst eine dürftige Vegeta-

tion an. Flechten, Moose, krautige und holzige Pflanzen waren die ersten Vertreter der Flora. Ihnen folgte dann später Buschwerk und zuletzt der Wald mit seinen Kiefern, Fichten, Birken, Buchen und Eichen. Hierzu gestellten sich dann auch die niederen und höheren Tiere. Zu Wasser und zu Lande brang die organische Natur mit immer größerer Kraft den schwindenden Eismassen nach und jene Verhältnisse traten ein, die im großen und ganzen denjenigen der Gegenwart entsprechen. —

Vorzeit

Bereits aus grauer Vorzeit sind menschliche Siedlungen an der Stolpe nachweisbar. Wenn von den Hütten der Steinzeitlichen, sowie von den Behausungen der Bronzezeitmenschen in unserer Stolpetale und auch im Stolper Lande kaum andeutungsweise bisher etwas vorgefunden wurde, so ist dies damit zu erklären, daß diese Frühzeitmenschen keinen festen Wohnsitz gehabt haben. Sie waren fast ausnahmslos Nomaden und lebten von Jagd und Fischfang. Die Hütten dieser ersten Menschen nach der Eiszeit auf unserem Heimatboden waren sehr primitiv und von leichter Bauart. Vielleicht benutzte man hierzu Holzstangen, die mit den Fellen der bei der Jagd erbeuteten Tiere behängt wurden, oder gar nur Schilf oder Rohr aus dem nahen Sumpfe oder Flusse. Die überall bei uns gefundenen Werkzeuge und Waffen aus der jüngeren Steinzeit, weisen auf eine lange Dauer dieser Periode hin. Art und Rasse dieser Steinzeitmenschen am Südgüste der Ostsee wird wohl niemals mit Sicherheit festzustellen sein. Vielleicht waren es Urahnen der lappisch-finnischen Völker oder sogar Samojeeden, die dem immer weiter nördlich zurückgehenden Eis- und Gletscherrande folgend, allmählich zu ihren heutigen Wohngebieten am Eismeere gelangten.

In der anschließenden Bronzezeit wurden die Menschen immer seßhafter. Sie fingen an, Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Ihre Hauptbeschäftigung jedoch blieb immer noch Jagd und Fischerei. Diese Bewohner unserer Heimat wohnten nicht mehr in einfachen Hütten, sondern ihre Häuser waren aus rohbehauenen Baumstämmen mit Lehmbewurf und Dächern mit Rohr oder Schilf gedeckt, hergestellt. Bei Verwendung derartigen Baumaterials konnte, wie bereits bemerkt, nichts auf die geschichtliche Zeit kommen; aber ihre Grabstätten, jene überall im Lande zerstreut liegenden Hügel, „Hünengräber“ genannt, geben uns Aufschluß über die hohe Kultur und Art dieser bronzezeitlichen Menschen.

Auch im Südwesten unserer Stadt, am rechten Stolpeufer oberhalb der Nachschleuse liegt ein

solcher Grabhügel. — Germanen, Urväter unseres deutschen Volkes waren es, die viele Jahrtausende hindurch unser Pommernland und somit auch das Stolpetal bewohnten.

Große, unheimliche Wälder und tiefe Sümpfe begleiteten zum Teil den Stolpefluß und überzogen fast das ganze Land. Die Germanen wohnten einsam und abgesondert, wo sie gerade eine Quelle, eine Aue, eine passende Stelle am Fluß oder eine Waldlichtung einlud, aber auch in Dörfern.

Alles läßt darauf schließen, daß die germanische Besiedelung unserer Gegend ziemlich dicht war. Es ist sicher anzunehmen, daß auf den Höhen östlich des Stolpeüberganges eine germanische Siedlung gelegen hat. Die uralte Handelsstraße von der Ober zur Weichsel führte hier durch den Fluß. In dieser grauen Vorzeit war noch keine Brücke über die Stolpe vorhanden. Der Verkehr von einem Ufer zum andern vollzog sich durch eine flache Furt. Händler, die diese alten Straßen bereisten, kamen von Süd und West und tauschten Bronze-, Glas- und Tongegenstände gegen Bernstein und Felle ein. Im Lande der Ostgermanen herrschte noch lange der einfache, alte Tauschhandel, wogegen im Westen an der römischen Grenze bereits Silber- und Goldgeld gefaßt und geschäft wurde.

Mit Beginn der Völkerwanderung um 400 n. Chr. verließ ein Stamm nach dem andern seine alten Wohnsitze. In unser Gebiet kamen die Wenden. In den vielleicht noch vorhandenen Wohnstätten der Germanen fanden die Wenden das vor, was sich für eine Niederlassung eignete. So mag auch die frühere, bereits erwähnte germanische Siedlung auf den östlichen Höhen des Stolpeüberganges für ihr Bleiben an dieser Stelle maßgebend gewesen sein. Außerdem bot der sich in der Nähe teilende Fluß günstige Gelegenheit zur Anlage eines Burgwalles, der im Kriegsfall den Dorfbewohnern sicheren Schutz und Zuflucht bot. Die alte Furt durch den Strom sowie die geeignete Stelle zur Anlage eines Fischwehres waren jedenfalls mitbestimmend für die Dorfanlage am heutigen Sandberg.

Geschichtliche Zeit

Die neu entstandene slawische Siedlung wurde unter dem Namen „Stupst, Stulp“, „Ort am Fischwehr“, bekannt. Da diese Slawen nicht nur Fischer, sondern auch Hirten waren, beteten sie vornehmlich zu ihrer herdenbesühnenden Göttin Wale, zu deren Ehren Säulen errichtet wurden. Von dem Namen einer solchen Säule, „Stulp“ genannt, soll, nach anderen Quellen, die heimische Ansiedlung der Wenden ihren Namen erhalten haben.

Zuerst taucht der Name Stolp um 1010 auf. Er wird für diese Zeit vom alten Geschichtschreiber Mieraelius erwähnt.

Gründung der deutschen Reichstadt

Im Jahre 1310 am 9. September belehnten die brandenburgischen Markgrafen Waldemar und Johannes, die damaligen Beherrscher des Landes, den Detbarn von Surekow und seinen Sohn, sowie den Johann von Darsow mit 200 Hufen zur Erweiterung des alten wendischen Fleckens Stolp und zur Anlage einer „deutschen Stadt“ unter dem lübischen Recht. Die drei Gründer wurden zum Richteramt berufen, außerdem erhielten sie auch das Recht, Mühlen in der Stadt anzulegen. Die Bürger erhielten freie Schifffahrt oder Segelation auf dem Strom bis an die Ostsee und das Recht, dort Feringe zu fangen. Niemand war es erlaubt, bis zur See Schleusen, Wehre oder Mühlen anzulegen. Die Stadt durfte sechs Schiffe, sogenannte „Bordinge“

zu allen Zwecken auf der Ostsee halten. Ein Treidelsteig von je 5 Ruten Breite wurde den Bürgern zu beiden Seiten der Stolpe eingeräumt. Auch für die Oberstolpe galten diese Privilegien. Bis auf den heutigen Tag hat die Stadt sich ihre verbrieften Rechte auf den Strom und alles was damit zusammenhängt nicht nehmen lassen. Mit höchstem Willen behauptete sie in allen Fällen erfolgreich ihre Privilegien. Trotz reicher Schenkungen kam die Stadt aber nicht recht vorwärts; daher fügten die Markgrafen 3 Jahre später noch 60 Hufen Wald in der Loik ihrer Stiftung hinzu. Außerdem durften die Bürger noch 40 Hufen Land zukaufen. Hierdurch wurde Stolp in der Versorgung mit Bau- und Brennholz unabhängig. Auf dem Stolpfluß konnte das Holz bequem bis zur Stadt herabgeschloßt werden. Bald blühte in der neuen deutschen Stadt der Handel auf. Man erkannte die Bedeutung der Flußmündung

als Seehafen. Der gesamte Strom war ja Besitz der Stadt. Im Jahre 1337 erwarb die Stadt Stolp den Hafen Stolpmünde und Arnshagen. Strellin, Hohenstein und der Ueberlauf (ein Waldstück) sind Ortschaften, die erst in späterer Zeit bekannt wurden, aber zu dem ganzen erworbenen Komplex gehörten. Schmach und das mit seinen Ländereien bis an den Strom reichende Nipnow wurde im 14. Jahrhundert, und im 15. Jahrhundert die Mühle von Alt Strellin, Neumühle, Strickershagen, Krussen und Lüllein erworben. Somit hatte sich Stolp auch zu Lande den Weg zur See gesichert. 1381 trat die schon sehr selbständig gewordene Stadt der Hanse bei, zuerst unter dem Borort Kolberg stehend, später als unmittelbares Mitglied. Die Stadt nutzte die Hanseatischen Privilegien zu regem Handelsverkehr mit den nordischen Staaten, Flandern und England aus. (Fortsetzung folgt.)

Die Mühlen-tor-Vorstadt von Stolp im Jahre 1811

Die beigegefügte Karte zeigt ein Stück einer der ältesten und wichtigsten Straßen, die aus dem Reiche den Verkehr nach dem Osten vermittelten. Wo heute Töpferstadt, Poststraße, Radeberg verlaufen, sind wohl schon in frühen Zeiten Händler mit ihren Waren des Weges gezogen, nachdem sie die Stolpe in der Gegend des heutigen Mühlen-tores überquert hatten. Wieviele Lastwagen mit Kaufmannsgütern haben in späterer Zeit den gleichen Weg benutzt!

Als die Zeit des geregelten Postverkehrs gekommen war, fuhren in bestimmten Zeiten die Postkutschen und Postschlitten nach Danzig und kehrten ebenso regelmäßig wieder zurück. Um 1800 wurden diese Postfahrzeuge im königlichen Posthause in der Mittelstraße abgefertigt; am Torsehreiberhause beim Mühlen-tor vorbei führte der Weg über drei Stolpebrücken durch die Altstadt und weiter über Mahnwitz, Dummrose, Bupow, Zechlin, Langeböse nach Lauenburg und Danzig. Zu Kriegszeiten sind die Regimenter von Freund und Feind die alte Landstraße marschiert, und 1817 fuhr die Prinzessin Charlotte von Preußen, die spätere Kaiserin von

Rußland, über den Radeberg, als sie in ihre neue Heimat reiste.

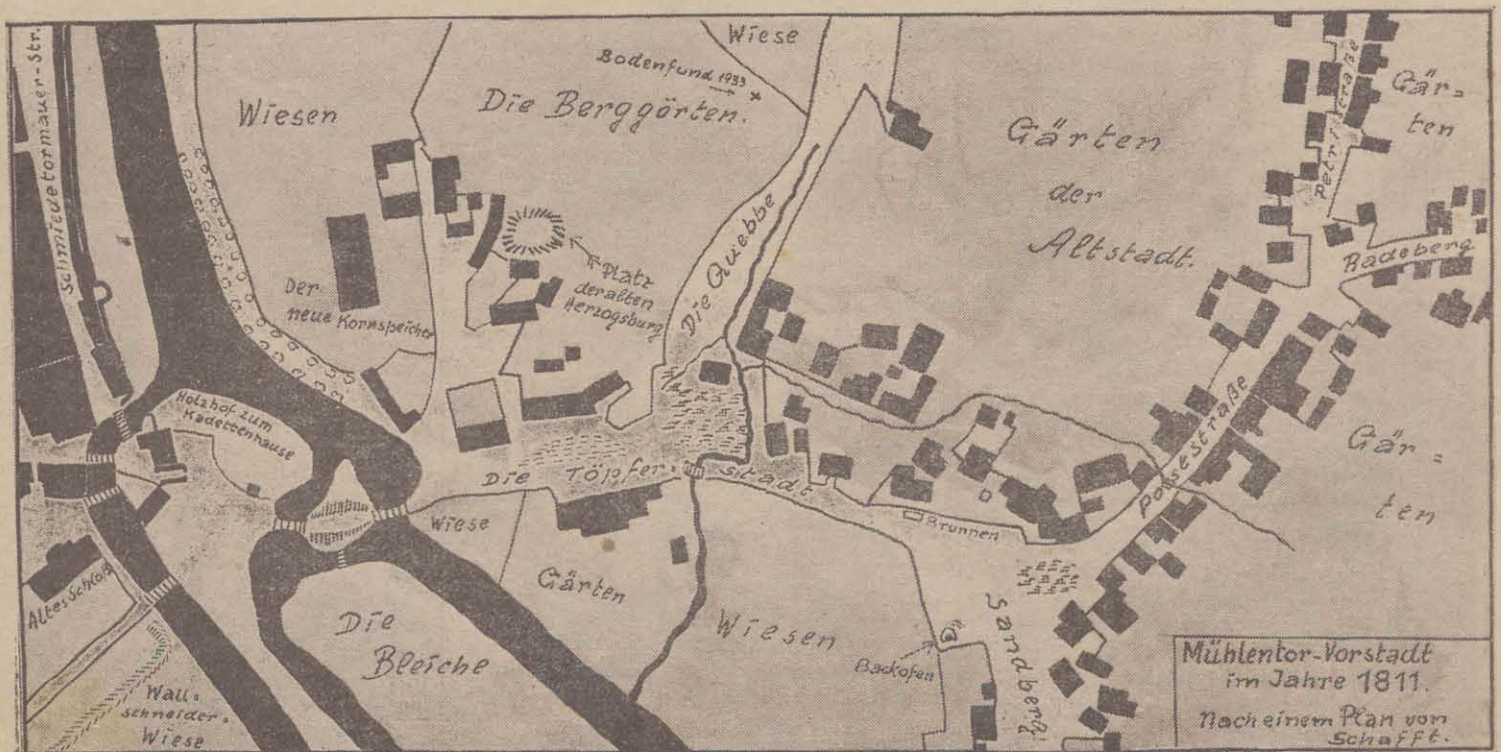
Und heute? Die alte Poststraße nach Danzig — allerdings vom Sandberg ab in ihrem Verlauf geändert — ist eine Hauptverkehrsader von und nach Stolp geblieben. Wer sich die Mühe machen wollte, alle Gespanne, Kraftfahrzeuge und Fahrräder, die innerhalb 24 Stunden über den schönen breiten Damm der Töpferstadt rollen, zu zählen, würde wohl zu einem erstaunlichen Ergebnis kommen. Die Anwohner der Töpferstadt jedenfalls fühlen den Pulsschlag des Verkehrs ungemein deutlich. —

Einigermaßen gewitzte Territorialherren waren aus mancherlei Gründen frühzeitig darauf bedacht, wichtige Flußübergänge durch besetzte Anlagen zu überwachen und ihrem Machtbereich unmittelbar einzufügen. So liegt die Vermutung nahe, daß auch die Stolpefurt in Zeiten, die noch keine geschriebenen geschichtlichen Zeugnisse hinterlassen haben, von einer Burg beherrscht wurde. Erst 1236, als es schon pommersche Herzöge gab, wird für Stolpe eine Burg geschichtlich bezeugt; doch hat sie sehr wahrscheinlich schon lange vorher bestanden. Als den Platz, auf dem diese alte Herzogsburg bis in das 16. Jahrhun-

dert hinein gestanden hat, bezeichnet jeder Stolper mit Recht den Hügel, der heute die katholische Kirche trägt. Die sogenannten Berggärten (siehe Karte) geben wohl den Umfang des alten Burgbezirks wieder.

An der Grenze dieses Bezirks wurden im Jahre 1933 bei Kanalisationsarbeiten in der heutigen Schulstraße 2,50 Meter unter der heutigen Oberfläche bearbeitete Eichenbohlen und Eichenknüppel gefunden. Möglicherweise haben wir in diesen Funden Reste einer Brücke oder eines Knüppeldammes zu sehen, die vielleicht nach einem alten Heiligtum an der Stelle der heutigen Petrikirche hinführten. Vielleicht! Es handelt sich nur um eine Mutmaßung!

Ob der alte Burgbezirk von einem dritten Stolpearm, der in den letzten Jahrhunderten versandete und zugeschüttet wurde, umflossen wurde, ist zweifelhaft. Die Karte vom Jahre 1811 zeigt zwar in der Töpferstadt und Quebbe Sümpfe und Moräste, und die die Berggärten umgebenden Wiesen werden in früheren Zeiten sicherlich sehr pflumpig und ungangbar gewesen sein; aber deshalb brauchen wir nicht einen besonderen Stolpearm anzunehmen. Es fällt doch auf, daß der 1811 noch vorhandene Bach aus



der Quebbe nach Süden zur Stolpe abfloß. (Vergleiche auch: Laudan: Geschichte des Grundbesitzes der Stadt Stolp.)

Im Schutze des alten Burgkastells entstand bald ein größeres menschliches Gemeinwesen, aus dem die spätere Altstadt Stolp hervorgegangen ist. Folgende Straßen: Löffelstadt, Poststraße, Petristraße, östliche Wilhelmstraße, Quebben-

straße, Hundestraße, Hörne umschreiben die Grenzen der Altstadt Stolp. Der Sandberg gehörte — streng genommen — nicht zur Altstadt. Diese Straße — ausgenommen der südliche Zipfel — ist erst nach 1735 bebaut worden.

Von der Stolper Altstadt ist noch mehreres zu sagen; davon ein andermal. E.

Berühmte Musiker aus Hinterpommern

Dr. phil. Günther Kittler

Wenn man heute vielfach darangeht, das irreführende Wort „Pommerania non cantat“ (d. h.: Die Pommeren machen keine Musik) zu widerlegen, so führt man meistens für unsere Musikkultur bekannte Tonkünstler aus Vor- und Hinterpommern an; ganz zu Unrecht vergißt man vielfach die berühmt gewordenen Musiker, die aus Hinterpommern stammen. Deshalb soll im Folgenden eine Aufzählung der wichtigsten hinterpommerschen Musiker gegeben werden.

Der erste Hinterpommern, der uns in der deutschen Musikgeschichte begegnet — wenn wir von dem weniger bedeutenden Königsberger Domkantor Michael um 1545, der aus Stolp gebürtig ist, absehen — ist der aus Kolberg stammende Christoph Löffelholz. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann in Deutschland eine Blütezeit des Orgelspiels. Der damalige Kompositionsstil für Orgelmusik bestand hauptsächlich darin, Chorsätze durch äußerst zahlreiche Spielmanieren und verzierende Figuren, durch „Koloraturen“, wie man sagt, für die Orgel zu intabulieren. Einer der bekanntesten Meister dieses Stils ist unser Chr. Löffelholz, von dem uns ein Kompositionsalbum mit 48 Orgelstücken, eine „Orgeltabulatur“ vom Jahre 1585 erhalten ist. Weiter wissen wir von dem Leben des pommerischen Komponisten nichts. Ein Vergleich mit den Werken der übrigen Hauptvertreter des Orgelspiels jener Zeit, mit Ammerbach in Leipzig, Bernhard Schmidt in Stralsburg, Joh. Kühling von Born und Jakob Paiz aus Augsburg, zeigt übrigens sogar, daß Löffelholz den letzten drei genannten Meistern in seinen Kompositionen durchaus überlegen ist. Einige seiner Klaviertänze sind im Cottaschen Verlag (1928) im Neudruck erschienen.

Ebenfalls ein Kolberger Kind ist der bedeutendste Stadtmusikus, den Stettin überhaupt gehabt hat, Paul Lütke mann gewesen. Er ist um 1560 als Sohn des Kolberger Domorganisten Joachim Lütke mann geboren; nach dem Besuch der Kolberger Ratschule ließ er sich 1578 in der Universität Frankfurt a. O. immatrikulieren. Indessen hat ihn der freie Musikerberuf mehr angezogen als das Universitätsstudium: Im Jahre 1587 begegnet er uns als Musikus im Dienste der Stadt Wismar in Mecklenburg. 1588 wird er in Stettin zum Stadtmusikus gewählt. In diesem Posten hat er seine große Schaffenskraft voll entfalten können. Von seinen mannigfaltigen, sämtlich im Druck erschienenen (!) Vokal- und Instrumentalkompositionen sind drei Fantastien im Neudruck (Denkmäler der Musik in Pommern II) zugänglich. Der Stil seiner Kompositionen zeigt nahe Beziehungen zu dem berühmten Meister Michael Praetorius, der wenig später als Lütke mann ebenfalls nach Frankfurt kam. Im Jahre 1606 verließ unser Meister Stettin wieder, da ihm eine unliebsame Konkurrenz in den herzoglich privilegierten Musikern entstanden war, und trat in Frankfurt a. O. die Stelle des Stadtmusikus an.

Die sonstigen im 17. und 18. Jahrhundert meist sogar außerhalb Pommerns rühmlichst bekannten hinterpommerschen Komponisten will ich nur kurz aufzählen, erstens weil wir von ihrem Leben meist nur wenig wissen, hauptsächlich aber,

weil die wenigen von ihnen erhaltenen Kompositionen eine Beurteilung ihrer Bedeutung nicht lassen und wir hauptsächlich auf der Meinung der Zeitgenossen fußen müssen.

Von 1606—17 und 1620—29 war in Rügenwalde der Kantor Henning Faber tätig. Von ihm ist eine Sammlung achtstimmiger Chöre, „Harmonia musica“ betitelt, weit verbreitet gewesen.

Von 1612—28 war der aus Köslin gebürtige Georg Neufeld Professor musicus am Gymnasium und Kantor an der Katharinenkirche in Danzig.

Auch der aus Köslin stammende berühmte pommerische Gelehrte und Pädagoge Johannes Miscraelius (1597—1658), der in Stettin als Rektor der Ratschule und des Pädagogiums tätig war, hat für seine Schuldramen eine Reihe von wertvollen Chören komponiert.

Johannes Matthäi (1634—76) aus Köslin hat sich seit 1656 in Elbing an St. Annen als Kantor und Organist hervor getan.

Von dem Greifenberger Moriz Edelmann, der 1660—63 in Torgau Organist, 1673—76 Hoforganist in Halle und dann in Zittau Organist und Musikdirektor wurde, ist uns leider nur ein fünfstimmiger, klangerreicher Chor erhalten.

Thomas Hoppe (1628—1703) aus Greifenberg ist als Liederkomponist und musikalischer Leiter der Greifenberger „Gottsingenden Gesellschaft“ ja hinlänglich bekannt.

Georg Raddäus aus Stolp war 1677—79 Kantor in Gollnow und wurde dann als Kantor an die Draheimer Kirche zu Königsberg i. Pr. berufen.

Jakob Ditmar aus Polzin (1665—1728), der in verschiedenen Musikhandbüchern rühmlichst genannt wird, folgte seinem Schwiegervater Hermann Koch im Amte als Kantor der Nikolai-Kirche und Gesanglehrer am grauen Kloster in Berlin.

Aus Stolp stammt der bedeutende Kieler Kantor Petrus Laurentius Wodensuf (etwa 1677—1721), dessen Kompositionen seinerzeit weit verbreitet waren. Erst kürzlich wurde in Stettin eine groß angelegte „Musikalische Arie“ für Gesang und Orchester von ihm neu aufgefunden.

In Danzig hat bis 1708 Georg Schwertlaff aus Tempelburg als Musikus in verschiedenen Stellungen gewirkt, von 1708—10 war er Kantor am Gymnasium in Neustettin. Von dort ging er fort, weil er sich mit dem Rektor der Schule nicht einigen konnte, gab den Musikerberuf auf und wurde Pastor in Brohen.

Von 1724—44 war in Marienburg Johann Gabriel Gebler aus Schlaue, der Sohn des dortigen Kantors Gabriel Gebler, als Kantor tätig und genöß besonderes Ansehen.

Als letzter in der Reihe ist noch Karl Christoph Bieder aus Rügenwalde zu nennen, der 1745 als Kantor nach Stockholm berufen wurde.

Die eben aufgezählten hinterpommerschen Komponisten haben zwar für ihre Zeit eine große Bedeutung gehabt, für uns heute sind indessen die Musiker und Komponisten von größerer

Bedeutung, die sich vom 19. Jahrhundert unsere Zeit durch ihr Schaffen in der deutschen Musikwelt einen Namen gemacht haben. Auch die Kompositionen der älteren Meister des 18. Jahrhunderts könnten heute noch immer mit großem Erfolg aufgeführt werden. Wenn diese Zeilen dazu beitragen würden, einige der genannten Werke wieder zur Aufführung zu bringen, so wäre eine Hauptaufgabe erfüllt.

Im Folgenden werden nur einige wenige, besonders markante Musikerpersönlichkeiten namhaft gemacht werden. Einerseits genügen bereits diese Beispiele zu dem Beweise, daß es in Hinterpommern sehr wohl Menschen mit großer musikalischer Begabung gibt, andererseits würde eine weitere Aufzählung zu leicht in die Reihe der Komponisten zweiten Grades führen, da es sowohl in der Kunst wie in der Natur schwer ist, scharfe Grenzen zu ziehen; dann aber würde sich nur schwer ein Ende finden lassen.

Ernst David Wagner (1806—83) aus Dramburg wurde mit 21 Jahren Organist in Neustettin. Doch konnte dies den strebsamen Künstler nicht befriedigen. Er ging nach Berlin, wo er als Schüler des kgl. Instituts für Kirchenmusik und der kgl. Akademie der Künste zu Berlin sein Können vervollkommnete. Es ist zweifelhaft, ob er nun zunächst in Breslau einen Organistenposten annahm, sicher aber ist, daß er 1838 als Kantor an die Matthäikirche und 1846 als Organist an die Trinitatiskirche zu Berlin berufen wurde.

Bekannt wurde er vor allem durch Arbeiten, die wir heute weniger hoch bewerten: Er arrangierte im Lauf der Jahre 62 Opernouvertüren, die im Schlesingerschen Verlag in Berlin erschienen sind. Von wesentlicher Bedeutung sind aber seine eigenen Kompositionen: Geistliche Chorwerke, Lieder, Klavier- und Orgelstücke, auch ein Oratorium „Johannes der Täufer“ hat er komponiert. Er gab ferner ein Choralbuch und eine Klavierschule für Kinder heraus. Von großem Wissen zeugt sein theoretisches Werk „Die musikalische Ornamentik“. 1858 wurde ihm der Titel „kgl. Musikdirektor“ verliehen.

Eine eigenartige Stellung als Musiker hat der aus Gramenz bei Bublitz gebürtige Arnold Freiherr Senfft von Pilsach (1834—89). Er war u. a. bei dem berühmten Jul. Stockhausen zum Konzertsänger ausgebildet worden und einer der besten Interpreten der Lieder von Robert Franz. Als Existenzberuf aber verwandte er seine Kunst nicht; er schlug die höhere Beamtenlaufbahn ein und wurde schließlich Direktor der Berliner Lebensversicherungsgesellschaft. Mit Robert Franz verband ihn eine innige Freundschaft, wie aus ihrem Briefwechsel hervorgeht. Seine einflußreiche Stellung mußte Freiherr Senfft von Pilsach stets zur Förderung der Tonkunst und besonders Robert Franzens zu verwenden.

Einer der bedeutendsten Oratorienkomponisten des 19. Jahrhunderts ist der Kösliner Karl Adolf Lorenz (1837—1923), er besuchte die Gymnasien in Köslin und Stettin, wo er den Unterricht Karl Löwes genöß. Dann wandte er sich dem philologischen Studium in Berlin und Leipzig zu, wo er 1861 zum Dr. phil. promoviert wurde. Hatte er sich schon auf der Schule und noch mehr während des Studiums mit der Musik beschäftigt — in Berlin wurde er Schüler von Dehn und Kiel, gründete an der Universität auch einen Beethoven-Verein, trat auch damals schon als Klaviervirtuose und Komponist hervor — so erwählte er jetzt trotz Widerspruchs seines Vaters die Musik zum Beruf. Vorübergehend war er Dirigent des Meißnerschen Gesangvereins in Berlin, 1864—66 Organist und Chordirigent in Stralsund, dann wurde er als Nachfolger Karl Löwes zum städt. Musikdirektor nach Stettin berufen. Im Jahre 1885 wurde ihm der Titel

„Professor“ verstehen; 1910 wurde er aus Gesundheitsrücksichten pensioniert.

Seine sechs Oratorien „Otto der Große“ (1875), „Winfried“ (1889), „Arbujus“ (1892), „Die Jungfrau von Orleans“ (1897), „Golgatha“ (1902) und „Das Licht“ (1907) sind sämtlich durch die bedeutendsten Konzertsäle Deutschlands und auch z. T. des Auslandes gewandert; besonders „Die Jungfrau von Orleans“ und „Das Licht“ sind allenthalben begeistert aufgenommen worden. Auch seine beiden Opern „Frrungen“ und „Har-

rad und Theano“ verdienen allein schon wegen ihres Melodienreichtums eine halbige Wieder-aufführung. Daneben ist Lorenz ein beachtlicher Kammermusikkomponist gewesen, der viele Lieder — ich nenne besonders das „Wiegenlied“, „Ewe Kiemels“ und „Daß immer mein Engel walte“ — Chöre, Klavier- und Orgelstücke geschaffen hat. Auch eine Sinfonie Es-Dur (op. 74) gehört zu seinen Kompositionen.

(Schluß folgt.)

Der Rügenwalder Gesangbuchkrieg

Jrgendwo in Deutschland soll es eine Sammlung von Gesangbüchern geben, die Tausende von Exemplaren umfaßt. Ich habe auch sehr viele alte Gesangbücher durchgesehen, weil die Vorjah-blätter früher häufig gebraucht wurden, um Nachrichten über wichtige Ereignisse den kommenden Geschlechtern zu überliefern, und dann war ich auch sehr darauf erpicht, die berühmte Raben-aasfrophe zu finden. Sie ist mir schon seit meiner Jugend bekannt und lautet:

Ich bin ein altes Raben-Nas,
Ein rechter Sünden-Knüttel,
Der seine Sünden in sich fraß
Als wie der Ruff' den Zwißel.
O Jesu, nimm mich Hund am Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und schneiß mich Sündenlimmel
In deinen Gnadenhimmel.

Sie sollte in einer alten Ausgabe des Vollhagen-schen Gesangbuches stehen; aber alles Forschen war vergeblich. Ich wandte mich an einheimische Freunde und Bekannte und schließlich auch nach auswärts. Ja, sie kannten die Strophe auch; aber gefunden hatte sie keiner. Ich habe viel Zeit und Mühe damals verschwendet; aber viel-leicht kann ein Leser meinem damaligen Kummer jetzt ein Ende machen. Daß es in alten Gesang-büchern derartige Kernlieder mit Kraftstrophen gegeben hat, unterliegt keinem Zweifel, und mir wurde auch so ein „Kernlied“ damals mitgeteilt, das ich nicht vorenthalten will:

Herr, ich will ja gerne bleiben
Der ich bin, dein armer Hund!
Will auch andres nicht betreiben,
Bis in meine letzte Stund!
Denn ich fühle, was ich sei,
Alles Böse wohnt mir bei.
Ich bin jeder Schand ergeben,
Hündisch ist mein ganzes Leben,
Hündisch ist mein Bier und Eiser,
Hündisch ist mein Reid und Haß,
Hündisch ist mein Zorn und Weiser,
Hündisch ist mein Raub und Fraß.
Ja, wenn ich mich selbst genau,
Als ich billig soll, beschau,
Fühl ich mich in allen Sachen
Hünd'scher als die Hund' es machen.

Wie ich darauf komme? Ja, beim Rügen-walder Gesangbuchkrieg handelt es sich eben um Wiedereinführung des Vollhagenschen Gesangbuches an Stelle eines anderen, das auch manchen Anstoß erweckt hat. Der Rügenwalder Gesangbuchkrieg war übrigens eine höchst ernst-hafte Sache, die auch weit über die Stadt hin-aus viel Staub aufgewirbelt hat.

Soweit die Akten zurückgehen, war hier 1671 das Crügerische Gesangbuch im Gebrauch, mit dem die Leute recht zufrieden waren, wie aus einem Schreiben des Magistrats vom 22. Dezember desselben Jahres hervorgeht, in dem es heißt: „Man nicht undienlich ist, das Crügeri Gesang-buch in hiesigen Kirchen mit Lutheri undt andern schönen Geist- und Trostreichen Gesängen intro-duciret werden möchte, Alß wird die Gemeinde anmahnet, solches nützlich Buch anzuschaffen, wen

daraus gesungen wirdt zu Gottes Lobe und eigen-er erbauung —“

Das Crügerische Gesangbuch war dann durch das Vollhagensche ersetzt worden. Eigentlich hieß es das Stettinsche, wurde aber das Vollhagensche genannt, weil es der damalige General-superintendent Dr. Laurentius David Bollha-gen mit einer gelehrten Vorrede versehen hatte, und die Gemeinden fanden sich wohl bei diesem Gesangbuche. Da erschien im Jahre 1780 das „Gesangbuch zum Gebrauch in den königlich preu-ßischen Landen“. Durch Kabinettsordre Fried-richs II. vom 2. 10. 1780 sollte es spätestens mit Anfang 1783 in allen ev. Kirchen und Schulen zum öffentlichen Gebrauch eingeführt sein. Es stand durchaus unter dem Einflusse des vorherr-schenden Rationalismus und trug einen wenig erbaulichen Charakter. In musikalischer Hinsicht war es mehr als dürftig; denn es enthielt nur einige wenige Melodien. Es war hauptsächlich von dem Oberkonsistorialrat und Propst an der Marienkirche in Berlin Joh. Sam. Dietrich und dem Propst der Petrikirche Dr. Wilh. W. Teller

bearbeitet worden, und Teller hatte auch drei Predigten zu seiner Empfehlung gehalten, die im Druck erschienen.

Gegen seine Einführung erhob sich ein wahr-er Sturm der Entrüstung. In Zeitungen und Flug-schriften wurde es heftig angegriffen, so daß Friedrich II. durch eine neue Ordre die Einfüh-rung in das Belieben der Gemeinden stellte. Der König hatte eigenhändig unter den Erlaß ge-schrieben: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Ges-angbücher angeht, so steht es einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder oder dergl.“

Einige Tage später kam die Bestimmung, daß bei der Einführung des Gesangbuches mit aller Behutsamkeit zu verfahren sei. Deshalb blieben die meisten Gemeinden bei den ihnen liebgewor-denen Gesangbüchern. Sehr bezeichnend ist, daß Dietrich es selber nicht wagte, es in seiner Ge-meinde einzuführen. In Berlin nahmen nur fünf Gemeinden das neue Gesangbuch an.

In der Synode Rügenwalde blieben die Landgemeinden bei ihren bewährten Porstsch, Vollhagenschen oder Stargardschen Gesangbüchern. Nur in Rügenwalde selbst war der Magistrat anderer Meinung und setzte die Einführung des neuen Gesangbuches durch, indem er für 300 Ta-ler Exemplare kaufte und an Arme und Bedürf-tige verteilte. So hatten wir jetzt in der Syn-ode vier verschiedene Gesangbücher. Der fortgesetzte Widerstand gegen das neue Ge-sangbuch veranlaßte an verschiedenen Orten Un-ruhen, und daher erließ Friedrich Wilhelm III. 25 Jahre später eine neue Ordre, daß nur bei einmütigem Wunsch aller Gemeindeglieder ohne Ausnahme ein neues Gesangbuch eingeführt werden dürfe.

(Schluß folgt.)

Heimat-Literatur

Pommersche Heimatpflege. 4. Jahrgang, Dop-pel-Heft. Die pommersche Kulturzeitschrift „Pom-merische Heimatpflege“ (Herausgeber: der Landes-hauptmann der Provinz Pommern) überrascht ihre Leser mit einem besonders reichhaltigen Ab-schlussheft für den 4. Jahrgang. Der bisherige Schriftleiter, Dr. Murawski-Stettin, der diese wertvolle pommersche Zeitschrift von ihrem dritten Heft an aufbaute und zu einem inner-halb und außerhalb Pommerns allgemein aner-kannten Instrument der Heimatpflege machte, legt mit diesem Heft die Schriftleitung nieder und verabschiedet sich mit dem Spitzenbeitrag „Pommern in der geistigen Dsifront“, der zusam-menfassend Pommerns Stellung und Rüstzeug in der geistigen Auseinandersetzung über die deut-sche Ostmark kennzeichnet. Von grundsätzlicher Bedeutung für die Neuordnung des Bücherwe-SENS in Pommern sind die zeitgemäßen Ausführ-ungen des komm. Direktors der Stettiner Stadt-büchereien, Dr. Schrader-Stettin, über „Die Bü-chererei der Nation“. Das eigentliche Gebiet der Volkskunde ist diesmal durch einen reich bebild-erten Beitrag über „Neue Ergebnisse der Volkskunstforschung in Pommern“ von Dr. Borchers-Stettin vertreten, der ebenso umfangreich wie wertvoll ist und viele Finger-zeige für diesen Zweig der Heimatforschung bie-ten dürfte. Endlich enthält das Heft noch zwei lezenswerte Beiträge über „Volksmusik u. Kunst-musik“ von Kofler-Stettin und über „Pommer-sche Musik auf Schallplatten“ von Dr. Bethke-Stettin. Außer dem verstärkten Bildteil enthält auch der Text noch einige Abbildungen, wäh-rend der umfangreiche Mitteilungsteil diesmal beson-ders viele Nachrichten aus dem kulturellen Leben Pommerns bringt. Dem Heft, das zum Preise

von 1 RM. in allen Buchhandlungen zu haben ist, liegt ein besonderes Jahrgangs-Inhalts-Verzeich-nis für den gesamten 4. Jahrgang bei. — Mit dem Dezemberheft hat die vom Landeshauptmann der Provinz Pommern 1930 ins Leben gerufene und durch ihren Schriftleiter Dr. Murawski-Stettin mit Erfolg aufgebaute pommersche Hei-matzeitschrift „Pommersche Heimatpflege“ ihren 4. Jahrgang vollendet. Wieder findet man die besten Namen unter dem großen Mitarbeiter-kreis, und vor allem springt in die Augen, wie immer wieder und unermüdblich die geistigen Grenzlandprobleme Pommerns in den Vordergrund gerückt werden. Daneben aber wird das ganze umfangreiche Arbeitsgebiet der Kultur- und Heimatpflege in Pommern planmä-ßig erschlossen und dargestellt, ob es sich um Hei-matmuseen, Bücherwesen, Friedhofskultur, Mus-ikpflege, Landeskunde oder Landesgeschichte han-delt, oder ob das Verhältnis Pommerns zum Rundfunk oder zur neugegründeten „Deutschen Bühne“, ob die Bedeutung des bäuerlichen An-erbenrechts oder neue Ergebnisse der Volkstun-stforschung behandelt werden. Noch reichhaltiger als früher ist in dem rund 250 Seiten umfas-senden Jahrgang der kulturelle Mitteilungsteil aus-gestaltet worden, der neben mancherlei zusam-menfassenden Uebersichten auch eine Reihe prak-tischer Vorschläge zur Ausgestaltung von Hei-matabenden und Anregungen mannigfaltiger Art auf dem Gebiet der Heimatforschung ent-hält. Interessenten können den Gesamt-Jahr-gang noch jetzt nachträglich durch alle Buchhand-lungen beziehen.

Nachdruck aus dieser Beilage verboten.

Schriftleitung: E. Kollerschle.